Die Dichtung und die Wahrheit

Andrea Skinner ist die Tochter der verstorbenen Literaturnobelpreisträgerin Alice Munro. Dass ihr als Kind von ihrem Stiefvater sexualisierte Gewalt angetan wurde, wusste ihre Mutter – und schwieg. Jetzt spricht Skinner selbst. Ein Besuch in Kanada

Von Madeleine Londene, Amonte Schröder-Jürss, SZ-Magazin, 24.10.2025

Liebe Mum, bitte suche dir einen Ort, an dem du alleine bist, bevor du das hier liest. Ich trage seit sechzehn Jahren ein Geheimnis mit mir herum. Gerry hat mich sexuell missbraucht, als ich 9 Jahre alt war. Ich hatte mein ganzes Leben lang Angst, dass du mir die Schuld für das geben würdest, was passiert ist. Gerry hingegen ist so krank, dass er glaubt, wir hätten gemeinsam dringesteckt, Lolita-Style.Warum, warum, warum habe ich es dir nicht erzählt?«

Briefauszug Andrea Skinner an Alice Munro, abgeschickt 1992

Ein Backsteinhaus, eingerahmt von Silberahorn und Zuckerkiefern, im Südosten Kanadas, wo die Straßen schmaler werden und langsam verschwinden. »Horse Discovery« steht auf einem Schild, es hängt ein wenig schief. Viermal im Jahr lädt Andrea Robin Skinner hier zu Meditationskreisen ein. Immer zwei Stunden lang. Aus der ganzen Provinz Ontario sind sie gekommen, haben Klappstühle, Decken und Tee mitgebracht. Kleine Fächer gegen die Fliegen und die Hitze im August. Etwa dreißig Männer und Frauen, manche fast noch Mädchen. Viele wurden in ihrer Kindheit missbraucht. Erinnerungen, über die man hier sprechen kann, aber nicht muss. Pferde trotten langsam durch den Kreis. Senken die Köpfe, schnauben leise. Manche Gäste berühren die Nüstern, die langen Ohren. Andere halten die Augen geschlossen. Darüber legt sich Skinners Stimme, warm und weich. Fast täglich fährt sie zu der kleinen Herde, ihr Haus liegt nicht weit entfernt: ihre Stute, der Staub, die Wiesen.

Sie mag diese Einfachheit, Handgriffe, die sich wiederholen. Kaum jemand weiß hier, dass ihre Mutter weltberühmt ist.

Skinner ist die jüngste Tochter der kanadischen Literaturnobelpreisträgerin Alice Munro. Ihre Mutter ist Schullektüre in Kanada. Munros Gesicht wurde auf eine Briefmarke gedruckt, ihre Kurzgeschichten in viele Sprachen übersetzt. In Nordamerika wird sie auch als Heilige bezeichnet. Munro starb im Mai vorigen Jahres mit 92 Jahren. Kurz nach ihrem Tod, im Juli 2024, veröffentlichte Skinner einen selbst verfassten Essay. Im Toronto Star, einer kanadischen Tageszeitung, offenbarte sie ihren erlebten Missbrauch: »1976 besuchte ich meine Mutter Alice Munro den Sommer über in ihrem Haus in Clinton, Ontario. Eines Nachts, als sie nicht da war, kletterte mein Stiefvater Gerald Fremlin in das Bett, in dem ich schlief, und missbrauchte mich sexuell. Ich war damals neun Jahre alt. Ich war ein fröhliches, aktives und neugieriges Kind, das gerade erst begriffen hatte, dass es kein Hütehund werden konnte, eine große Enttäuschung, denn ich liebte sowohl Hunde als auch Schafe.«

Jetzt, mehr als ein Jahr nach dem Erscheinen des Essays, hat Skinner eingewilligt, mit dem SZ-Magazin zu sprechen, wir haben sie zwei Wochen lang begleitet.

Alice Munro wusste von dem Missbrauch an ihrer Tochter, sie hat diese aber nicht geschützt. Im Gegenteil, sie hat sie benutzt. Skinner war Material, ihr Missbrauch eine Schreibvorlage. In der Kurzgeschichte Vandalen erzählt Munro von einem jungen Mädchen, das sexuell missbraucht wird und darüber schweigt. Das Buch, in dem die Geschichte erschienen ist, trägt den Titel Offene Geheimnisse.

»Wie kann dein Körper seinen Schwanz akzeptieren, obwohl du weißt, was du weißt? Musst du dich übergeben? Gefällt dir, was er mir angetan hat? Du sagst, du hast ihn zu sehr geliebt, um ihn zu verlassen, als ich dir von dem Missbrauch erzählt habe. Wie sehr hast du mich geliebt?«

Briefauszug Andrea Skinner an Alice Munro, abgeschickt 2010

2013 gewinnt Munro den Nobelpreis für Literatur. In einem Video des offiziellen Nobelpreis-Accounts werden nur Skinners Schwestern gezeigt. »Für meine Mutter und Fremlin wäre es einfacher gewesen, ich hätte Suizid begangen«, glaubt sie. Die Zeitschrift New Yorker zeigte Skinner nach der Veröffentlichung ihres anklagenden Essays in einem großen Schwarz-Weiß-Porträt. Ihre grauen Haare wirken auf dem Foto zerzauster, als sie es sind, ihre Gesichtszüge härter. Sie sieht darauf nicht unbedingt schön aus. Das sei eins der wenigen Dinge, die ihr gefallen hätten, sagt sie. Die in den USA erschienenen Artikel tragen Titel wie »Alice Munros passive Stimme«, »Was Alice Munro wusste« oder »Munros Familiengeheimnis«. Skinners Name ist in den Überschriften zu ihrer eigenen Geschichte nicht zu lesen. Sie ist »die Tochter von«.

Dieser Text soll nicht Munros Geschichte erzählen – »auch wenn ich weiß, dass der einzige Grund, warum wir miteinander sprechen, meine Mutter ist«, wie Skinner sagt. Ihre Mutter ist aber auch der Grund dafür, dass über den Missbrauch an Andrea Skinner viele Jahre lang geschwiegen wurde. Wie rettet man sich, wenn kein anderer es tut?

Ihre Eltern lassen sich scheiden, als Skinner sechs Jahre alt ist. Ihr Vater, James »Jim« Munro, bleibt in Victoria in British Columbia, er führt dort den Buchladen »Munro's Books«, den er zusammen mit Alice Munro gegründet hatte. Alice Ann Munro, vormals Laidlaw, verlässt ihn. Seinen Namen aber wird sie behalten – und weltberühmt machen. Sie zieht nach der Trennung zurück nach Ontario, an den Ort ihrer Kindheit. Es sind die Geschichten von dort, vom Leben der Menschen in Huron County, die sie zu der großen Erzählerin, der Meisterin der Kurzgeschichte werden lassen. »Mir hat sie nie zum Einschlafen vorgelesen«, sagt Skinner.

Andrea Robin Skinner wächst bei ihrem Vater in Victoria auf, zusammen mit ihrem Stiefbruder Andrew, ihrer Stiefmutter Carole und ihrer Schwester Jenny. Sheila und Jenny, die älteren Schwestern, sind bereits ausgezogen. In Jim Munros Büro stehen keine Bilder seiner Kinder. Aber er führt ein kleines Notizbuch mit berühmten Personen, die er zum Mittagessen getroffen hat: den Sänger Leonard Cohen, die ehemalige kanadische Premierministerin Kim Campbell, Königin Nur von Jordanien. Umarmten ihn seine Kinder, bleibt er starr »wie ein Baum«, erinnern sich seine Kinder. »Mein Zuhause war so traurig, so kalt«, sagt Skinner. Sie erzählt, sie habe einmal als

Kind ihrer Stiefmutter Carole bei einer Umarmung eine Rippe gebrochen. Mit 59 Jahren drückt sie immer noch zu fest – »ich gebe diese Umarmungen, aber eigentlich brauche ich sie«. Auf der Fensterbank ihres Kinderzimmers damals baut jedes Jahr ein Rotkehlchen sein Nest. Skinner sieht nach den glänzenden Eiern. Fällt eines der Küken heraus, bringt sie es ins Haus, ganz vorsichtig, versteckt es. »Ich schaffte es nie, ein Küken zu retten.« Als Erwachsene gibt Skinner sich selbst ihren Zweitnamen: Robin – »Rotkehlchen«. Das einzige, das überlebte.

Die Sommer verbringt Skinner als junges Mädchen in Clinton, bei ihrer Mutter und ihrem neuen Stiefvater. Nach der Scheidung lernt Munro wieder jemanden kennen: »Er ist 50, frei, ein guter Mann, wenn ich je einen gesehen habe, hart und sanft wie in der alten Reifenwerbung, und das ist das große Ding – erwachsen«, schreibt sie einem Freund, berichtet die New York Times. Gerald »Gerry« Fremlin, ebenfalls aus Huron County, war Bombenschütze im Zweiten Weltkrieg, später arbeitet er als Geograf. Er pflegt seine Mutter in seinem maroden Geburtshaus. Als diese stirbt, zieht Munro zu ihm. Sie kann nicht Auto fahren, und Fremlin übernimmt auch das Kochen. Auf dem Papier werden sie nie verheiratet sein, aber sie bleiben fast 40 Jahre zusammen, bis zum Tod.

Skinner stapft durch den Staub. Sie trägt eine alte Jeans, ihre Haut ist blass, fast durchsichtig, die Ellenbogen sind schmal und spitz. Das lange Haar hat sie unter einer Kappe verborgen. Es ist früher Morgen, und mit einer großen Forke beginnt sie, die sandigen Ausläufe zu misten. Immer wieder fallen Pferdeäpfel zwischen den Zinken hindurch, je länger es dauert, desto zufriedener wirkt Skinner. Sie hat ihre dunkelbraune Hannoveraner-Stute nie geritten. Meistens liegt Skinner einfach stundenlang im Gras, still zwischen den Pferden – als Kind hatte sie sich immer ein eigenes gewünscht.

Von Beginn an, so erzählt sie es heute, versucht Skinner, ihrem Stiefvater zu gefallen, lange hatte sie von einem anderen Vater geträumt. Fremlin ist witzig, charmant. Eines Abends machen sie zu dritt einen Mitternachtsspaziergang, wollen herausfinden, was für ein Licht dort am Ende der Gleise leuchtet – »das Licht, das nie erlischt«. Stunden sind sie unterwegs. Am Ende sei es nur ein Scheunenlicht gewesen. Ein Lächeln. »Ich liebte diese Abenteuer und die Verspieltheit, das machte mich süchtig.« Schnell lernt Skinner, was sie für Aufmerksamkeit tun muss: »Mein Job war

es, Alice und Fremlin zum Lachen zu bringen. Mit anzüglichen, schmutzigen Witzen.« Immer wieder spielen sie Spiele. Etwa das »Mooning Game«: Dabei zählen die drei vom Fenster aus die Waggons der Güterzüge. Nach 30 Waggons drehen sie sich um, ziehen die Hosen herunter und zeigen ihre nackten Hintern. »Dieses ständige Herumblödeln habe ich genossen«, sagt Skinner. Die beiden sprechen mit ihr über Geschichte, Feminismus, den Zweiten Weltkrieg. Über Sex. Einmal tanzt Skinner provokativ durch das Esszimmer. Ihre Mutter habe sie beobachtet: »Bist du eine kleine Lolita?«

»Schau dir seine Hände an. Diese Finger schoben mein Nachthemd hoch und berührten meine kleine, nackte Vulva. Ich habe damals vielleicht sogar ein Stofftier umklammert. Ich weiß, dass ich in diesem Sommer aufgeregt war, weil ich ein neues Springseil hatte.«
Briefauszug Andrea Skinner an Alice Munro, abgeschickt 2010

Licht fällt durch das Wohnzimmerfenster der Ranch auf helle Holzmöbel und einen weißen Teppich. Auf ein müdes Gesicht mit grünen Augen. Skinner sitzt im Schneidersitz auf dem Boden, sehr dünn. Ihre Arme umklammern ein Sofakissen, während sie an den Teppichfransen zupft. Ihr ist schwindelig. »Ich vergesse oft zu essen und zu trinken«, sagt sie. »Früher wäre es mir am liebsten gewesen, man hätte mich in einem Raum eingesperrt und sich um mich gekümmert.« Dann beginnt sie, von ihren Erinnerungen an jene Nacht vor 49 Jahren zu erzählen:

Der erste Sommer in Clinton, Juli 1976, Skinner besucht ihre Mutter und Fremlin. Sie ist neun Jahre alt. Im Gepäck hat sie ein neues Springseil und einen Ball, der besonders hoch hüpfen kann. Wochen vergehen, Munro fährt nach Wingham, um sich um ihren kranken Vater zu kümmern. Skinner ist allein mit ihrem Stiefvater. Vor dem Schlafen nimmt sie ein Bad, wickelt sich in ein Handtuch und setzt sich auf seinen Schoß. Ob sie im Bett ihrer Mutter schlafen dürfe, fragt sie. Er nickt: »Sag es nicht Alice.« Dreimal versucht Fremlin, das Handtuch hochzuziehen. Skinner zieht es wortlos zurück. Sie wacht auf, irgendwann in der Nacht. Fremlin liegt neben ihr. Skinner tut so, als schliefe sie. Mit seiner Hand fährt er unter die Decke, reibt ihre Genitalien. »Es kitzelte, ich zuckte zusammen«, sagt sie. Später behauptet Fremlin, er dachte, sie hätte einen Orgasmus gehabt. Er nimmt ihre Kinderhand und legt sie um seinen Penis.

Mit seiner Hand umfasst er ihre, drückt zu. Skinner glaubt, sich daran zu erinnern, wie er sie auf seinen großen Körper legt, hoch und runter bewegt. Irgendwann steht Fremlin auf und verlässt das Zimmer. »Ich komme wieder«, soll er gesagt haben. Skinner schleicht in ihr eigenes Bett. Als sie aufwacht, hat sie die erste Migräne ihres Lebens. Als würde man in ihre Kopfdecke bohren, sagt sie. Ihr Magen krampft, ihr wird übel. »Es war, als hätte man mich vergiftet.« Die Anfälle hat sie bis heute.

»Du sagst, Menschen seien kompliziert, aber es ist ganz einfach: Du solltest nicht mit meinem Peiniger schlafen wollen. Ich würde lieber mit einem Messer Sex haben als mit jemandem, der meine Tochter verletzt hat.«
Briefauszug von Andrea Skinner an Alice Munro, abgeschickt 2010

In der Pine Street in Port Hope steht ein Haus aus grauem Stein. Die Maklerin hat Skinner geraten, Tag und Nacht das Licht brennen zu lassen, damit es sich besser verkauft. Port Nope, sagen sie hier, Stadt der verpassten Chancen. 17 000 Einwohner, die wenigsten schließen die Haustür ab. Die vergangenen neun Jahre hat Skinner hier gelebt. Nach dem Erscheinen des Essays plant sie einen Neuanfang – wo der sein könnte, weiß sie selbst noch nicht. Auf dem gemähten Rasen verkünden Schilder in großen Buchstaben: »Sale«. Drinnen ein Rotkehlchen aus Plastik, wenige Möbelstücke. Vieles ist schon verpackt. Andrew Sabiston, Skinners Stiefbruder, hat die Tür geöffnet. Er trägt eine randlose Brille. Der 60-Jährige ist an diesem Augustmorgen mit dem Zug aus Toronto gekommen, um beim Packen zu helfen. Die Stiefgeschwister sprechen erst seit neun Jahren wieder miteinander. Seit 49 Jahren weiß Sabiston, was geschehen ist. Trotzdem hat er geschwiegen. Immer wieder schrieb Sabiston Briefe, bemüht darum, das Verhältnis zu Skinner zu verbessern. Dennoch fürchtete er, wieder über den Missbrauch mit seiner Stiefschwester zu sprechen. Heute bereut er es: »Ich wollte Andrea kein Leid zufügen und hatte Angst, das könnte traumatisch und schmerzhaft für sie sein.« Gleich nach dem Lesen von Skinners Essay schrieb Sabiston ihr eine Nachricht, mitten in der Nacht: »Ich liebe dich von ganzem Herzen. Ich kann es kaum erwarten, mit dir zu sprechen, wenn du bereit bist.«

Ein Herbsttag in Victoria, 1976. Der elfjährige Andrew Sabiston bastelt im Wohnzimmer an einem Modellflugzeug. Skinner, gerade aus Clinton zurückgekehrt, macht einen Witz darüber, was im Sommer geschehen ist. Sabiston erinnert sich, dass er

rief: »Was hat er getan? Du musst es meiner Mutter erzählen.« Sie sei zur Treppe gelaufen, hoch zu ihrer Stiefmutter Carole. Die Stimme seiner Mutter sei panisch geworden. Sie fragt, ob Skinner penetriert wurde. Skinner habe geschluchzt. »Was habe ich getan?«, denkt Sabiston. Seine neunjährige Schwester muss Fragen über Penetration beantworten, und er, ihr Stiefbruder, hat sie in diese Situation gebracht.

Skinners Vater kommt von der Arbeit zurück und erfährt, was passiert ist. Jim Munro beschließt, genau eine Sache zu tun: nichts. Weder spricht er mit seiner Ex-Frau noch mit Fremlin. Weder mit Skinner noch mit den anderen Töchtern. Er beendet auch nicht Skinners Sommeraufenthalte in Clinton. Stattdessen wird Sheila, die 13 Jahre ältere Schwester, künftig zum Aufpassen mitgeschickt. Den wahren Grund dafür wird sie erst Jahre später erfahren. Ändern wird ihre Anwesenheit nichts.

In der Pine Street steht ein leerer Kühlschrank, aber Dosenfutter in den Regalen. Im Wohnzimmer schläft ein alter Hund auf der Sofalehne, während Skinner spricht. Jahrelang habe sie gedacht, dass das, was ihr widerfuhr, nicht so schlimm gewesen sei. »Er ist ja nicht in mich eingedrungen«, sagt sie. Ihre Hände streichen über das Hundefell. Wäre Skinner von Fremlin penetriert worden, hätte das etwas für ihren Vater und ihre Stiefmutter verändert? Sie glaubt nicht daran: »Alices Wohlbefinden war meinem Vater mehr wert als seine Tochter.« Oben, in einem der Zimmer, liegt Lolita von Vladimir Nabokov –ein Buch, von dem Skinner nur die ersten Seiten gelesen hat.

Das »kleine Geheimnis«, wie Fremlin es nannte, setzt sich fort bis zu ihrem 16. Geburtstag, erzählt Skinner. Mal zeige Fremlin ihr demnach im Truck seinen Penis, das »Show me game«, mal spreche er davon, dass ihre Mutter beim Sex geschlagen werden wolle. Sie erinnert sich, wie sie stundenlang eingerollt wie ein Igel auf der Couch liegt, wie sie nicht mehr schlafen kann. Das Schweigen ihres Vaters erscheint ihr schlimmer als Fremlins Missbrauch. »Lange Zeit fühlte ich mich von Dad und Carole mehr betrogen als von Gerry, weil sie wussten, was passiert war, wussten, dass es falsch war, und nichts unternommen haben.«

Skinner versucht in den nächsten Jahren immer wieder, von dem Missbrauch zu erzählen. Wirft es in den Raum, unkontrolliert, wie ein Niesen. Nach ihrem Stiefbruder erzählt sie es einem Nachbarskind im Garten. Nichts passiert. Später ihrem ersten Freund. Nichts passiert. Mit Anfang zwanzig will sie weg, hält die Lüge nicht mehr aus. Skinner zieht nach Toronto, um zu studieren – und bekommt eine Essstörung. »Es ging um Kontrolle, aber auch darum, möglichst dünn zu sein.« Im Schwimmbad trägt sie lange Kleidung, das Lernen fällt ihr schwer. Irgendwann bricht sie das Studium ab. Als sie ihrer Mutter am Telefon erzählte, dass sie Probleme an der Universität hatte, schlug diese einen IQ-Test vor, sagt Skinner.

Manche Menschen wollen nach einem Missbrauch nie wieder angefasst werden. Skinner suchte danach: »Ich hatte nur ein Ziel im Leben, attraktiv und fickbar zu sein«, sagt sie heute. Lange Zeit kann sie keine Lust empfinden. Um sich zu spüren, bringt sie ihre Partner dazu, auszurasten. Sie provoziert sie, sie sollen die Kontrolle verlieren. Ein Machtspiel. Mit Anfang 30 lernt sie einen Mann kennen. Doch bei ihm funktionieren ihre Spiele nicht. Zum ersten Mal ist da jemand, der sie fragt: Was kann ich tun? Wie kann ich helfen? »Ich begann, Gefühle auszuhalten, statt sie zu überdecken.« Skinner wird Yogalehrerin, Ehefrau und Mutter. Die erste ehrliche Beziehung hält zehn Jahre. Den Nachnamen ihres Mannes behält sie auch nach der Scheidung.

Skinners Stimme ist weich. Geht es aber um den Missbrauch, wird sie hart. Sie sagt dann plötzlich Wörter wie »loser«, »fuck«, »bastard«. Wut, entstanden bei all den Familienessen. Gespräche, die an einem Tisch geführt wurden, wie dem an dem Skinner jetzt sitzt – aber nie das wichtigste Gespräch. Als sie mit 24 Jahren begonnen hat, im Buchladen ihres Vaters zu arbeiten, erzählt sie Kollegen von ihren Missbrauchserfahrungen. Nichts passiert. Skinner beschließt, etwas zu ändern: Sie geht zu einem Psychologen. Zum ersten Mal gelingt es ihr, ihre Essstörung zu kontrollieren, zu stoppen. Ein Jahr später, 1992, schreibt sie ihrer Mutter.

»Erinnerst du dich, warum ich dir von dem Missbrauch erzählt habe? Du hattest eine Geschichte über ein Mädchen gelesen, das sich umgebracht hatte, weil es missbraucht worden war. ›Warum, warum hat sie es ihrer Mutter nicht erzählt?‹, hast du mich gefragt. Aber als du die Chance hattest zu helfen, hast du es nicht getan.«
Briefauszug von Andrea Skinner an Alice Munro, abgeschickt 2010

Im Jahr 1992 ist jene Nacht im Juli, jener erste Fall von sexualisierter Gewalt, 16 Jahre her. Skinner, 25 Jahre alt, und ihre inzwischen sehr berühmte Mutter haben eine ihrer seltenen Verabredungen. Munro erzählt von einem Buch, für das sie auf dem Einband werben soll: Marine Life. Eine Geschichte darin beschäftigt sie besonders: Ein Mädchen, das sich umbringt, nachdem es vom eigenen Vater missbraucht wurde. Alice Munro fragt sich, warum die Figur ihrer Mutter nie davon erzählte. Skinner fasst den Mut, es ihr zu sagen. In einem Brief, vier Wochen später. Auf dem Weg zu ihrem Vater wirft sie ihn ein. »Andy, niemand sonst hätte das tun können«, habe ihr Vater damals gesagt. »Ich weiß nicht, ob ich ihn korrigiert habe«, sagt sie. Am nächsten Tag kann sie nicht zur Arbeit gehen. »Ich hatte eine schreckliche Migräne, lag den ganzen Tag auf dem Boden, wälzte mich herum und kotzte.«

Vor dem grauen Haus in der Pine Street huschen Eichhörnchen über den Rasen. Im Wohnzimmer steht ein langer Holztisch. Sorgsam ausgebreitet auf einem Spitzendeckchen: Skinners Familiengeschichte. Rund 50 Briefe aus den vergangenen 33 Jahren. Von ihrem Stiefvater, ihrer Mutter, ihrem Vater, ihren Geschwistern und Skinner selbst. Geöffnet und ungeöffnet. Handgeschrieben und abgetippt. Kopien und Originale. Fremlins Briefe, zerschnitten und geklebt, sind mit einem Gerichtsstempel versehen. Sie hat sie nach Datum sortiert.

Der Brief, in dem Skinner beschloss, ihrer Mutter alles zu sagen, liegt ganz vorn. Das Papier ist knittrig, Stellen sind durchgestrichen: *»Ich hatte mein ganzes Leben lang Angst, dass du mir die Schuld für das geben würdest, was passiert ist. Gerry hingegen ist so krank, dass er glaubt, wir hätten gemeinsam dringesteckt, Lolita-Style.* Am Rand ergänzte Skinner: *»Ich war 9.«*

Alice Munro hat ihrer Tochter nie geantwortet. Aber: Sie verlässt Fremlin und zieht in ihre Eigentumswohnung auf Vancouver Island. Den Brief lässt sie auf dem Esszimmertisch zurück. Drei Tage in Folge erhalten Skinners Vater und ihre Stiefmutter Post. 29., 30. und 31. Mai 1992. Fremlin hat Skinners Brief abgetippt, kommentiert, mit Anmerkungen und Nummerierungen versehen.

»KOMMENTAR ZU ANDREA MUNROS UNDATIERTEM BRIEF« steht darüber.

Freitag: *»Sie hat tatsächlich recht. Das ist in der Tat, was ich jetzt glaube und damals geglaubt habe. Ich weiß, dass es Lolitas gibt, und ich weiß, dass ich auf eine Lolita reagieren kann, wenn ich nicht vorsichtig bin. Ich behaupte, dass Andrea in mein Schlafzimmer eingedrungen ist, um ein sexuelles Abenteuer zu erleben. Sie war sexuell empfänglich und leicht aggressiv. Andrea hat im Namen der Liebe zwei Menschen, die sich tief lieben, ins Unglück gestürzt.«*

Samstag: *»Ich bin am Tiefpunkt meines Lebens angelangt und habe das Gefühl, dass ich jeden Moment zusammenbrechen könnte und es auch verdient hätte.«*

Sonntag: *»Wenn es zum Schlimmsten kommt, werde ich an die Öffentlichkeit gehen. Ich werde Andreas Originalbrief, meinen Kommentar, eine Reihe von Fotos, auf denen Andrea als lolitaähnliche Figur in einem Kinderbett posiert, zur Verfügung stellen. Wenn mein Leben ruiniert werden soll, werde ich dafür sorgen, dass es viel kostet.«*

Jim Munro schützt seine Tochter nicht. Wieder nicht. Er schreibt Fremlin nicht zurück, er ruft seine Ex-Frau nicht an. Die Briefe bewahrt er auf. Bereits nach wenigen Wochen kehrt Alice Munro zu Fremlin zurück. »Ich habe nie mit einer Antwort gerechnet«, sagt Skinner. Sie habe geahnt, dass ihre Mutter so reagieren würde. Aber sie wollte die Wahrheit – »egal wie verheerend sie ist«. Die beiden sahen sich nach dem Brief recht schnell wieder: Ihre Mutter habe geweint und sei unerträglich gewesen, versunken in ihrem Beziehungsdrama. Wieder sei es nur um Munros Gefühle gegangen. Kein Wort über den Missbrauch. Skinner habe ihre Mutter getröstet, nicht umgekehrt. Als Munro beschließt, zu Fremlin zurückzugehen, ist Skinner absurderweise fast erleichtert.

Neben den Briefen auf dem Holztisch liegt ein schmales Buch: Leben von Müttern und Töchtern – Aufwachsen mit Alice Munro, heißt es. Sheila, die älteste Schwester, hat es 2001 veröffentlicht. Auf dem Umschlag sind nur Sheila und Jenny auf Munros Schoß zu sehen. Daneben eine Handtasche. »Das bin ich«, scherzt Skinner.

Das Verhältnis der Munro-Schwestern ist kompliziert. Mal ein Anruf oder ein Brief, dann reden sie wieder lange nicht. Heute wünscht Skinner sich, dass mit Sheila und Jenny nicht mehr über den Missbrauch gesprochen wird. Daran hält sich das SZ-

Magazin bei der Recherche und spricht auch nicht mit Skinners Stiefmutter Carole. Skinner sagt: »Jeder Artikel, der bislang erschienen ist, hat die Beziehung zu meinen Schwestern verschlechtert«. Skinner möchte das, was noch gut ist, zwischen ihnen bewahren. Es bleibt ihre Familie: Als Skinners Ehemann sie verlässt, ruft sie nach langer Zeit ihre Schwester Jenny an. »In einem Zustand völliger Verzweiflung habe ich mich dann doch an sie gewandt.« Wenig später, 2016, zieht sie mit ihren Kindern nach Port Hope – um näher bei Jenny zu sein. Neun Jahre trennen die beiden. Ihre Kindheit sei eine andere gewesen, sagt sie. Und ihre Mutter, Alice Munro, vielleicht auch.

Trotzdem bleibt da Wut: Jenny soll ein Jahr später eine »vage Version« des Missbrauchs von ihrem Vater gehört haben, so beschreibt Jenny es in einem Text, den Skinner auf ihrer Website veröffentlicht hat. »Wage es ja nicht, deiner Mutter etwas zu sagen, du bringst sie um«, soll er ihr gedroht haben. Also sagt Jenny nichts. Sheila soll, laut Skinner, Fremlins Briefe bereits 1992 gelesen haben. 2001 veröffentlicht sie das Buch über ihre Kindheit. Seite für Seite breitet sie die Familiengeschichte aus. Über Skinners Missbrauch kein Wort.

Die Letzte, die Fremlins Briefe erhält, ist Skinner selbst. Sie ist 36 Jahre alt und hochschwanger, als sie im Sommer 2002 seine Worte liest – zehn Jahre nachdem sie verschickt wurden. Sheila soll die Briefe von ihrer Stiefmutter Carole erhalten haben und zeigt sie Skinner schließlich. »Es war, als sähe man ein Video, in dem ein Kind vergewaltigt wird«, sagt Skinner. Nach der Geburt will sie die Briefe zerstören. Gemeinsam mit Sheila habe sie damals begonnen, sie zu zerschneiden. Dann habe Jenny angerufen: Sie sollen aufhören, sie würden Beweismaterial vernichten, warnt sie. Zu dritt hätten sie sie wieder zusammengefügt, Stück für Stück mit Klebeband.

Dann die Geburt: Zwillinge. Ein Junge und ein Mädchen. Bereits auf dem Ultraschallbild habe ihre Tochter ihr ähnlich gesehen – »Ich war fest entschlossen, ihnen ein ganz anderes Leben zu ermöglichen. Bereits im Bauch habe ich mein Versprechen gegeben.« Skinner möchte ihre Kinder schützen. Vielleicht zu sehr. Früh erzählt sie ihnen von dem Missbrauch: »Meine Tochter dachte lange, dass alle Männer pädophil sind, wenn man allein mit ihnen ist«, sagt sie. Anders als Munro liest Skinner ihren Kindern vor. Immer dieselbe Geschichte: ein Mädchen und ein Bär, die gemeinsam mit ihren Müttern Blaubeeren pflücken.

Die Zwillinge sind fünf Wochen alt, als das Telefon klingelt: Alice Munro möchte ihre Enkel sehen. Auf keinen Fall will Skinner Fremlin in der Nähe ihrer Kinder haben. Ohne ihn könne sie nicht vorbeikommen, entgegnet Munro. Fremlin müsse sie fahren. Skinner fängt an zu schreien: »Weißt du, wie es ist, immer und immer wieder einen erwachsenen Penis zu pressen und zu pressen?« Sie legt auf. Am nächsten Tag wieder ein Anruf. Ihre Mutter. Statt sich zu entschuldigen, habe diese gesagt: »Ich vergebe dir, dass du so mit mir gesprochen hast.«

Skinner zieht einen Schlussstrich: Nach der Geburt ihrer Kinder wird sie Fremlin nie wiedersehen. Sie versucht, auch den persönlichen Kontakt – Hochzeiten oder Geburtstage – mit ihrer Mutter und ihrer gesamten Familie zu beenden.

Zwei Jahre später, 2004, liest sie in der New York Times ein Porträt über ihre Mutter. Darin spricht Munro über ihre Liebe zu Fremlin. »Meine Mutter war eine Wort-Vergewaltigerin. Ich hatte das Gefühl, sie würde mich lebendig begraben«, sagt Skinner. Also habe sie E-Mails geschrieben: an kanadische und internationale Magazine und Sender. Sie schildert ihre eigene Geschichte – und erhält keine Antwort. Wieder diese Wut. Sie schreibt auch an Munros Biografen Robert Thacker, doch über ihren erlebten Missbrauch steht nichts in dessen Buch.

Skinner erkennt, dass sie ein Gerichtsurteil braucht, damit ihre Geschichte veröffentlicht wird. Einen offiziellen Beschluss, auf den sich die Medien stützen können, ohne eine Klage fürchten zu müssen. Mit den zusammengefügten Briefen geht Skinner im selben Jahr zur Polizei. Die Polizisten hätten berichtet, Munro sei bei Fremlins Festnahme außer sich gewesen und habe wütend geschrien, erzählt sie. Andrea sei eine Schlampe und eine Lügnerin.

Wenige Wochen später bekennt sich der inzwischen 80-jährige Fremlin vor einem kleinen Provinzgericht der »unsittlichen Handlung« schuldig. Er legt ein schnelles Geständnis ab, der Prozess erregt kaum Aufmerksamkeit und bringt keine Schlagzeilen hervor. Im März 2005 wird Fremlin zu zwei Jahren auf Bewährung verurteilt.

»Mit der Ankunft von Felix und Chloe wurde mir sofort klar, dass Unschuld schön ist, weil sie verletzlich ist, und ich spürte, dass es einen Weg geben könnte, das Kind zu

lieben, das ich einmal war, statt zu bedauern, dass es jemals existiert hatte.«
Briefauszug von Andrea Skinner an Alice Munro, abgeschickt 2007

Chloe, die von allen Charlie genannt wird, und ihr Bruder Felix sind heute 23 Jahre alt. Ihre Großmutter haben sie nur dreimal in ihrem Leben gesehen. »Als sie starb, war ich nicht traurig, sondern erleichtert«, schreibt Charlie in einer E-Mail an das SZ-Magazin. Und: »Meine Beziehung zu meiner Mutter ist das Wichtigste in meinem Leben. Ich habe keine Geheimnisse vor ihr und rufe sie jeden Tag an.« In der sechsten Klasse erklärt ihre Lehrerin, dass ihre Lieblingsautorin Alice Munro sei – und verteilt eine ihrer Kurzgeschichten. Charlie ist hin und her gerissen: »Einerseits wollte ich sagen, dass ich mit Alice verwandt bin, damit die Lehrerin mich mag – andererseits wollte ich ihr auch die Wahrheit sagen.« Schließlich spricht sie es aus. Was dann passierte, weiß sie nicht mehr. »Ich hoffe, dass meine Lehrerin den Essay meiner Mutter gelesen hat«, schreibt sie heute.

Nach dem Tod von Alice Munro, im Mai 2024, legt »Munro's Books« ein Kondolenzbuch aus. In den Einträgen darin wird ihr gedankt – für ihren Mut, die Wahrheit zu sagen, und dafür, ein Vorbild für Frauen zu sein. Als Felix Skinner vor einem Jahr den Buchladen betritt und diese Worte liest, entscheidet er sich, selbst eine Nachricht zu hinterlassen. In Großbuchstaben schreibt er KINDERSCHÄNDERIN in das Kondolenzbuch seiner Großmutter. »Sie hat meine Mutter misshandelt – durch Vernachlässigung und ihre Loyalität gegenüber einem Sexualstraftäter«, schreibt er dem SZ-Magazin.

August 2025, Andrea Skinner sitzt auf der Veranda ihres Hauses in der Pine Street. Eine Kanada-Flagge hängt schlaff am Mast. Auf dem Tisch liegt ihr Handy – seit einem Jahr vibriert und klingelt es: Medienanfragen aus aller Welt. Zeitungen, Magazine und Sender, mit denen sie früher gern gesprochen hätte, die sie aber jahrelang ignoriert hätten. »Anweisung von oben«, sollen Journalisten ihr anvertraut haben. Die Angst vor Klagen, vermutet sie. »Jahrelang hat sich niemand für meine Geschichte interessiert«, sagt Skinner. »Und auf einmal schreiben sie im Betreff: DRINGEND.«

Wingham, Ontario. Efeu rankt über rostige Gitter und überwuchert einen alten Chevrolet. Alice Munro wuchs hier auf – auf einer Silberfuchsfarm, von deren Stall heute kaum mehr als ein eingestürztes Dach geblieben ist. »Wir wussten lange nicht, wer hier früher gewohnt hat«, sagt Chele Stack. Seit 38 Jahren betreibt sie einen Friseursalon in dem Haus, in dem Munro einst lebte. Nach dem Nobelpreis standen Reporter vor ihrer Tür. Ein Journalist habe von »grausamen ländlichen Haarschnitten« geschrieben, erzählt Stack noch immer entrüstet. Gelesen habe sie Munro nie, dafür aber Skinners Essay.

Am anderen Ende der Stadt hat Verna Steffler einen Literaturgarten für Munro angelegt. Auch sie kennt den Essay. »Es fühlte sich an wie Rache. Wollte sie Alices Vermächtnis zerstören?« Munro hatte nicht viele Freunde, aber sie hatte Steffler. Die 85-Jährige fragt sich: »Warum hat Andrea so lange geschwiegen?« Das Wort Missbrauch spricht sie nicht aus. »Ich habe Munro als Schriftstellerin geehrt, nicht als Mutter«, sagt sie. Bis heute weiß Skinner nicht, wo ihre Mutter begraben ist, sie hat nie danach gefragt. Steffler aber glaubt es zu wissen: »Die Asche ist bei Skinners Schwester Jenny.«

Irgendwann bitten alle um Verzeihung. Munros Brief aus dem Jahr 2010 lag neben vielen anderen auf dem Holztisch in der Pine Street. Nach ein paar Tagen ist er verschwunden, er liegt dem SZ-Magazin nicht vor. Skinner möchte nicht, dass daraus zitiert wird. Aus Angst, man könnte Verständnis für Munro aufbringen. »Meine Mutter mit Alzheimer war nicht länger meine Mutter«, sagt sie. Ihre Entschuldigung sei bloß ein selbstmitleidiger, narzisstischer Akt gewesen. Im hohen Alter soll Munro Fremlin als Pädophilen bezeichnet haben. Sie verfügte, dass sie nach ihrem Tod nicht neben ihm begraben wird. Für Skinner ändert sich dadurch nichts. »Als sie das mit dem Grab gesagt hat, war sie schon komplett senil.«

»Ich hätte sagen sollen, dass mir damals – zur Zeit des Verbrechens – klar war, wie sehr du in mich verknallt warst. Ich entschuldige mich vorbehaltlos bei dir.
Briefauszug Gerald Fremlin an Andrea Skinner, abgeschickt 2010, drei Jahre vor seinem Tod

Skinner hat »verknallt« im Brief unterstrichen – und mit drei Fragezeichen versehen. »Fremlin war nicht böse«, sagt sie. »Er war krank. Er glaubte wirklich, dass wir eine Beziehung hatten.«

»Weil ich Alice nicht aufregen wollte, habe ich dir unaussprechliche Qualen zugefügt. Ich hoffe, dass du eines Tages in deinem Herzen die Kraft findest, mir zu vergeben. In Liebe Dad.«

Briefauszug Jim Munro an Andrea Skinner, abgeschickt 2003

Skinner antwortet nicht. 13 Jahre vergehen, bis sie ihren Vater 2016 zum ersten Mal wieder besucht. Die erste Frage ein Vorwurf: Warum sie ihnen die Enkel so lange vorenthalten habe? Wortlos verlässt Skinner das Haus. »Und mein 86-jähriger Vater, nur noch Haut und Knochen, lief mir nach.« Humpelnd sei er ihrem Auto hinterhergeeilt. Sein Leben lang sei ihr Vater »starr wie ein Baum« gewesen, wiederholt Skinner. Doch da habe er seine Wurzeln ausgerissen. Der Vater steigt ein, zum ersten Mal hört er ihr zu. Skinner schreit und weint, schlägt auf das Lenkrad. Sie sei ihm aber gleichgültig gewesen, glaubt sie, seine Entschuldigung habe nichts mit elterlicher Liebe zu tun gehabt. Zwei Wochen später stirbt er.

2009 liegt Munro im Krankenhaus, sie hat Darmkrebs. Ihre Mutter liegt in einem Einzelzimmer. Skinner schließt die Tür hinter sich. »Warum schließt du die Tür? Willst du mich umbringen?«, fragt Munro trocken. »Für sie war alles ein Witz«, sagt Skinner leise. »Ich war einfach so müde, immer wieder in diesen Abgrund zu schauen.« Es war das letzte Mal, dass sie ihre Mutter ohne Alzheimer getroffen hat. 2018 zieht Munro nach Port Hope, später in ein Pflegeheim. Skinner besucht ihre Mutter fünf Jahre lang nicht, fährt ihre Schwester manchmal dorthin. »Es könnte Mutter helfen, wenn du zu ihr gehst«, soll Jenny 2024 zu ihrer Schwester gesagt haben. Vielleicht finde sie dann Frieden und könne schneller sterben. Skinner zögert. »Wenn ich ihr Leben nur um einen Tag verlängere, werde ich mir das niemals verzeihen«, denkt sie. Als Alice Munro stirbt, ist ihre jüngste Tochter nicht traurig, sie ist erleichtert.

Niemand hat etwas gesagt. Mehr als ein Dutzend Menschen beschlossen zu schweigen. Warum? »Sheila sagt, es war, weil meine Mutter unsterblich verliebt war in Fremlin«, erzählt Skinner. Jim Munro wollte seine Ex-Frau nicht »aufregen«. Ihr

Stiefbruder hatte Angst, das Falsche zu tun. Aber auch andere sollen laut Skinner davon gewusst haben: Journalisten. Freundinnen und Freunde wie die Schriftstellerin Margaret Atwood – Atwood dementiert allerdings gegenüber dem SZ-Magazin, dass sie davon erfahren haben soll. Munros Biograf Robert Thacker erklärte in einem Interview mit dem kanadischen Magazin Walrus, das Privatleben der Autorin sei für seine Biografie »zweitrangig« gewesen.

Kann man sich selbst heilen, wenn kein anderer es tut? Skinner glaubt, dass man nicht allein heilen kann – und niemals ganz. Im vergangenen Jahr habe sie einen Berg bestiegen, sagt sie, der Essay und die Menschen an ihrer Seite hätten ihr geholfen, sich nicht mehr verschüttet zu fühlen. »Ich glaube, Heilung kann so kraftvoll sein, dass wir jeden Tag mit dem Gefühl aufwachen, dass das Leben lebenswert ist – dass Freude und Liebe möglich sind.« Heilen beginne mit der Entscheidung, heilen zu wollen, sagt Skinner.

Heute lebt sie von dem Erbe ihrer Mutter. »Wenn ich das Geld meiner Mutter nicht gehabt hätte, wäre ich bereits tot«, sagt sie. Ihr Ex-Mann verdiente gut, immer wieder hatte sie Teilzeitjobs, aber niemals hätte sie einen Vollzeitjob ausüben können, dafür sei es ihr zu schlecht gegangen. Die ganzen Jahre über habe ihre Mutter ihr Geld zum Geburtstag geschickt: Skinner konnte studieren, in Therapie gehen, bei den Kindern bleiben. Sie konnte sich selbst Freude bereiten und sich am Leben halten. Alice Munro entschied sich dafür, Schriftstellerin zu sein, nicht Mutter. Ihre letzte Kurzgeschichte endet mit den Worten: »Wir sagen von manchen Dingen, dass sie unverzeihlich sind oder dass wir sie uns nie verzeihen werden. Aber wir tun es – wir tun es immerfort.«

Ein kleiner Waldfriedhof in Blyth, Huron County, Ontario. Viele Meilen von Port Hope entfernt. Sonnenlicht, umrahmt von Nadelbäumen. Ein Spätsommertag Mitte August. Verdorrte Blumen auf den Gräbern. Am hintersten Ende ein schwarzer Stein aus Granit. Auf den Gräbern links und rechts steht »Liebende Eltern« oder »In geliebter Erinnerung«. Auf Fremlins Grabstein steht: »Fremlin«. Darunter drei Worte: »Wissen ist Macht.« 12 Jahre nach seinem Tod betrachtet Skinner zum ersten Mal ein Foto des Grabsteins. Man müsste etwas ergänzen, sagt sie nach einer Weile. Auf der Rückseite des Steins: »Und jetzt wissen es alle«


REPORTER:INNEN
forum